

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

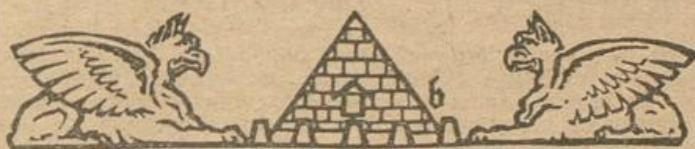
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

12.4.1931 (No. 15)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 15



12. April 1931

## Hermann Bink / Geschichtliches und Sagenhaftes vom Ursprung des Adels in Baden.

Wie oft in alten Geschlechtern ein altes Erinnern erwacht!  
Da deutet der Enkel wohl Pläne, die einst der Ahnherr gedacht,  
Da trägt der Enkel die Züge des Ahnen und spricht wie er,  
Fremd klingt in unsre Tage der Klang von einstens her,  
Da sieht ein Landsknechtführer in unserer Mitte da,  
Wie stolzer und derber ihn niemals sein Fähnlein reiten sah —  
Er steht wie ein Gedanke, den einst der Stamm gedacht,  
Und den ein seltsam Erinnern wieder aus Licht gebracht.“

Im Lande rings verstreut sitzen die alten Adelsgeschlechter,  
über deren Ursprung seltsame Geschichten im Umlauf sind, um  
deren Stamm sich allerlei Sagen geschlungen haben, die des Be-  
trachtens wert erscheinen und mit der Landeskronik in der Regel  
in enger Verbindung stehen.

Noch heute sieht man die Ueberreste einer Burg Falkenstein  
über den Abgründen der sogenannten Höllenschlucht nicht weit  
von dem bezeichneten „Himmelreich“ bei Freiburg. Einst zog der  
Besitzer dieser Burg, Ritter Kuno von Falkenstein zum heil-  
igen Grabe, zerbrach aber zuvor seinen Trauring und ließ die  
eine Hälfte seiner Gemahlin mit dem Bedenken, daß, wenn er in  
sieben Jahren nicht zurückgekehrt sei und den Ring nicht aufs  
neue vereinige, sie ihn für tot und ihre Ehe für aufgelöst ansehen  
könne. Er kämpfte tapfer im christlichen Heere, fiel aber zuletzt  
in die Hände der Sarazenen und mußte jahrelang in bitterer Ge-  
fangenschaft schmachten. Zwar gelang es ihm, endlich zu ent-  
kommen, aber wie hätte er ohne Kenntnis des Landes und Weges  
sich wieder nach Hause finden können? Da trat einst des Nachts  
der böse Feind auf ihn zu und sagte ihm hohnlachend, daß soeben  
das siebente Jahr zu Ende gehe und seine Gemahlin im Begriff  
stehe, ihre Hand einem benachbarten Ritter zu reichen. Er machte  
ihm nun den Vorschlag, ihn bis zum nächsten Morgen in seine  
Heimat zu bringen, dabei solle sogar seine Seele ungefährdet blei-  
ben, wenn es ihm gelänge, sich während der unermesslichen Reise  
des Schlafes zu enthalten. Auf die Zusage des Ritters ver-  
wandelte sich der Böse in einen Löwen, der Ritter bestieg den  
Rücken und das Tier trug ihn über Länder und Meere dahin.  
Allein schon konnten seine erschöpften Kräfte dem andringenden  
Schlafe keinen Widerstand mehr leisten und seine Augenlider  
schlossen sich, siehe, da floh plötzlich ein Falke herbei, setzte sich auf  
das Haupt des Ritters und hielt den Schlaftrunkenen mit seinem  
Schnabel und dem Schwunge seiner Flügel wach. So gelangte er  
gerade noch zu rechter Zeit in die Nähe seines Schlosses, als der  
Brautzug aus der Kirche kam, er mischte sich unter denselben, als  
er aber beim Mahle seiner Gemahlin einen Becher zubrachte, ließ  
er die zurückbehaltene Hälfte seines Ringes in denselben fallen,  
und als sie dies bemerkte, warf sie auch die übrige hinein, worauf  
beide Hälften sich vereinigten. Jetzt wurde Kuno von allen An-  
wesenden erkannt und trat wieder in seine Rechte ein. Seine Ehe,  
weil er kinderlos geblieben war, wurde nun gegliedert und er  
und seine Nachkommen nahmen nun aus Dankbarkeit gegen seinen  
Retter, den Falken, einen Falken mit erlöschenden Flügeln in  
ihr Wappen auf.

Das Wappen der in drei Linien zerfallenden Familie v. Gö-  
ler in Baden ist ein schwarzer Rabe in Silber: derselbe deutet  
auf ihre Abkunft von dem Römer Valerius Corvinus hin.

Einst verlobte sich ein Ritter der heiligen Katharina, die ihm  
im Traume als eine wundervolle Jungfrau erschienen war, hielt  
aber der himmlischen Verlobten sein Wort nicht, sondern freite  
ein irdisches Weib. Aber gleichwohl betete er fleißig fort und fort  
zu der Heiligen. Seiner Hausfrau wurde aber über sein allzu  
oftes In-die-Kirche-Gehen böstlicher Weise Arges hinterbracht und  
der Teufel der Eifersucht reizte sie so sehr, daß sie sich ein Messer  
durch den Hals stach. Als nun der Ritter darüber vor Herzleid  
ganz außer sich war und weinend seine Heilige anrief, erschien  
ihm diese und strich mit ihrer Hand ihm die Tränen vom Angesicht,  
und aus den Tränen wob sich ihm um die Hand der Heiligen ein  
Handschuh, den die heilige Katharina dem Ritter zurückließ, in-  
dem sie mit der tröstlichen Versicherung entschwand, seine Frau  
lebe und habe ihm ein Töchterlein geboren. Der Ritter freute  
sich darüber, zumal da er das Wort der Heiligen als wahr befand,  
band den Handschuh an seinen Helm, wie jener Ritter tat, dem  
einst die heilige Elisabeth als Gabe einen Handschuh verehrt hatte,  
zog, um Ruhe zu tun, nach Palästina, und wurde von demselben  
als einen Falken in aller Gefahr beschirmt, nahm ihn auch in  
sein Wappenschild auf und nannte sich nach ihm Handschuh-  
heim. Dieses Geschlecht ist im Jahre 1600 mit Friedrich v. Hand-  
schuhshausen, den ein Herr v. Hirschhorn zu Heidelberg auf offenem  
Markt zur Nachtzeit ermordete, ausgestorben.

Die Familie von Späthen führte sonst den Namen Kay-  
ben, wurde aber wegen eines von einem ihrer Glieder zu spät  
besuchten Turniers die Späten genannt. Nach anderer Dar-  
stellung soll aber einer von Kayben mit seiner Frau, die schon  
sehr belagert war, zwei Söhne auf einmal gezeugt haben, welche  
man zuerst die Späten genannt hat.

Zwei Stunden oberhalb Heidelberg liegt das Städtchen  
Nedarsteinach am Fuße grauer Felsen, und auf den umliegenden  
Höhen erblickt man vier zerfallene Ritterburgen, die Sibe der  
Landschaden von Steinach. Auf der ältesten, Schaded  
geheißen, hauste der Ritter Bigger von Steinach, ein wilder  
Raubritter, der, weil Kaiser Rudolf von Habsburg verordnet  
hatte, es solle niemand eine Burg haben, es geschehe denn ohne  
des Landes Schaden, den Namen von Landschaden erhielt, weil er  
die ganze Umgegend schädigte. Deshalb wurde er auch in die  
Nacht erklärt und eines Morgens im Burghofe ermordet gefunden.  
Sein Sohn Ulrich Landschaden von Steinach hatte wohl seines  
Vaters Namen, aber nicht seinen bösen Sinn geerbt. Um seines  
Vaters Missetat zu sühnen, zog er mit nach Palästina gegen die  
Ungläubigen. Es gelang ihm, sich als Darfner verkleidet in das  
Hoflager des feindlichen Sultans zu schleichen und demselben,  
dessen Gunst er gewonnen hatte, im Schlafe den Kopf abzuhaue-  
n, den er mit reicher Beute wieder zum Christenheere brachte. Jetzt  
bestätigte ihm der Kaiser seine Ritterwürde, verließ ihm den bis-  
herigen Schimpfnamen Landschade als ehrlichen Geschlechtsnamen

und gestattete ihm, den Kopf des erlegten Feindes als Helmzierde zu führen. Er starb im Jahre 1369. Sein Grabstein in der Kirche zu Neckarsteinach stellt ihn als Ritter mit geiztem Schwerte dar, zwei Engel halten ihm ein Kissen unter das Haupt, zu seinen Füßen schmiegt sich ein Hund, zur Rechten hat er eine Harke, zur Linken einen gekrönten Heidentopf.

Nach der alten Sage sind die Vorfahren der Herzöge v. Zähringen vor Zeiten Kähler gewesen und haben ihre Wohnung im Gebirge gehabt und dort Kahlen gebrannt. Nun hat es sich aber begeben, daß ein solcher Kähler an einem gewissen Orte im Walde Holz geschlagen, den Haufen mit Grund und Boden bedeckt und solchen ausgebrannt hat. Da er nun den Boden wegräumte, fand er im Boden eine schwere geschmolzene Masse, und da er sie genau besichtigte, ist es gutes Silber gewesen. Er hat also fürder immerdar an diesem Plage Kahlen gebrannt, diese wieder mit derselben Erde bedeckt und abermals Silber gefunden, woraus er angenommen, daß es von dem Berge herkomme. Solches hat er auch bei sich behalten und einen großen Schatz Silber sammelt gebracht. Nun hat es sich in dieser Zeit begeben, daß ein deutscher Kaiser vom Throne gestürzt wurde, der auf den Berg im Breisgau, der von ihm der Kaiserstuhl genannt wurde, mit Weib und Kindern und allem seinem Gefolge geflohen ist und daselbst viel Not gelitten mit den Seinen, auch deshalb bittere Zähren vergossen hat. Da ließ er ausrufen, wer ihm helfen werde,

daß er wieder zu seinem Reiche kommen möchte, dem wolle er eine Tochter zur Ehe geben und ihn zum Herzog machen. Als das der Kähler vernahm, begab er sich mit einigen Bürgen Silber zum Kaiser und begehrte von ihm, daß er ihm seine Tochter gebe und dazu die Gegend umher, so wolle er ihm einen solchen Schatz von Silber überliefern, daß er damit sein Reich wieder erobern könne. Der Kaiser willigte allsofort ein, nahm den Kähler zum Sohne an, gab ihm seine Tochter und das Land dazu, so er begehrt hatte. Nun hob derselbe erst recht an, Erz zu schmelzen, bante vor dem Gute Dorf und Schloß Zähringen, zum Andenken, daß er durch dessen Beihilfe in der Not seine Zähren wieder getrocknet habe.

Das Geschlecht Trautsohn von Falkenstein stammt von den edeln Herren von Matray in Tirol ab und hat sich in zwei Linien geteilt, deren eine sich von Matray genannt hat, während aber die andere den Namen Trautsohn erhielt, nachdem Peter Herr von Matray bei seinem Landesherren, dem er anfangs als Edelknecht diente, sich so beliebt gemacht hatte, daß ihm derselbe den Namen eines vertrauten Sohnes oder Trautsohnes beilegte.

„Still sitzen rings im Lande die alten Geschlechter verstreut,  
Die Zeit, die alles erneuert, sie hat sie nicht erneut.  
Auf ihrer alten Scholle leben sie träumend dahin,  
Und die Scholle gibt ihnen jährlich immer schmälern Gewinn.“

### J. E. Borisky. / Strindberg und ich.

Man hatte viel gelitten, die Jugend war von Leiden und Sorgen randgefüllt; man hatte sich halb totgequält und endlich hatte man erkannt, daß alles, was man zu diesem Kapitel beizukütern hatte, bereits vom Prediger Salomonis gesagt worden war. Dennoch, getrieben von dem leidenschaftlichen Wunsche zum zehntausendsten Male dasselbe Lied zu singen (denn wozu sonst gab einem ein Gott, zu sagen, was man gelitten), schrieb ich ein Buch in die Welt, dessen Titel „Meine Hölle“ seinen Inhalt erschöpfend umschreibt. Es war kein rosiges Buch. Als Motto waren ihm folgende Worte Strindbergs vorausgeschickt:

„Sobald ihr aber von diesem Baume esset, werdet ihr wissen, was gut und böse, und erkennen, daß das Leben ein Nebel ist, daß ihr keine Götter seid, sondern daß euch der Böse mit Blindheit geschlagen hat und euer Dasein sich abrollt, die Götter lachen zu machen.“

Wer konnte dieses Buch stärker mitfühlen und seinen dokumentarischen Wert besser beurteilen als Strindberg? Ich schickte ihm ein Exemplar zu; ihm, Henrik Ipsen, Björnjerne Björnson, Knut Hamjun, Jonas Lie, Arne Garborg und Anton Tschekow. Diese sieben Männer waren das Publikum, an dessen Urteil mir zu allererst gelegen war. Strindbergs Antwort traf zuerst ein. Er schrieb:

D. 7. Dez. 1907.

H. S.

Jawohl! Aber jetzt bin ich nicht länger da; anderswo; und das Welttrübsal war einfach zu lösen. Suchen Sie mich fernher, und möchten Sie mich finden, so können Sie das Leben austreten, wie Ihre Mutter es ausgestanden! Aber dann müssen Sie wieder zum Kind werden, schöne Märchen lieben und glauben, wie unglücklich sie auch erscheinen. Dann kommt das Glück.

Das ist die einfache sublimale Wahrheit!

August Strindberg.

Strindberg schickte mich also ins Schlaraffenland. Ach, wie gern wäre ich hingewandert, hätte ich nur den Weg gewußt. Predige den hungernden und verzweifelnden Arbeitslosen, aus deren Augen alles Leid der Kreatur dich anstiert, sie sollen an schöne Märchen glauben! Hieß das nicht Vogel-Strauß spielen? Hieß das nicht sich gewaltsam blind stellen gegenüber den bitteren Tatsachen der harten Wirklichkeit? Konnte ich meinen Hauswirt oder den Metzger, Bäcker, Schuster, Wäschemann mit der Antwort fortschicken: Meine Herrschaften, ich glaube an Märchen, und sobald das Glück kommt, das ich auf Grund autoritativer Behauptung bestimmt erwarten darf, werde ich euch bezahlen? Oder konnte ich meine viel qualvolleren geistigen und seelischen Nöte aus der Welt schaffen mit der Selbstlüge, daß ich an Wunder glaube? Man müsse das Leben ertragen; „aussehen“, schrieb Strindberg. Aber wenn man einfach nicht konnte? Wenn man dennoch, trotz allen guten Willens, nicht konnte und fertig war?

O, ich schrieb Strindberg einen Brief, der sich gewaschen hätte. Weil ihm Freunde aus der Patsche geholfen hatten und weil er nun Dant dieser Hilfe in einigermaßen geordneten Verhältnissen lebte, konnte er gut das Märchenglück predigen. Nein, mein Lieber, so billig entlassen wir dich nicht.

Ich habe noch nie im Leben dagelassen und auf Wunder gewartet. Ich habe weder jemals geglaubt, daß es Laker regnen könnte, noch daß meine geistige Qual durch Gläubigkeit gelindert werden könnte. Der Glaube ist eine Gnade. Aber wie findet der Unbegnadete den Weg in Ihr Märchenland? Und wenn er ihn je finden könnte, so gibt es keinen einzigen Wundergläubigen, der je Aladins Schätze gefunden hätte oder einer guten Fee begegnet wäre. Das alles ist Schwindel, mit dem man den Unfriedlichen kleiner Kinder beschwichtigt. Mag Ihr Herr des Glaubens noch so

voll sein, sobald Sie mit leeren Händen vor Ihre Mantelher treten, werden Sie ausgestoßen. Warum strafen Sie denn heute alle Ihre Bücher Lügen? Sobald es dem Menschen gut geht, verliert er das Gedächtnis für seine Vergangenheit. Heute sind Sie sorgenfrei und darum glauben Sie an Märchen. Aber was wird morgen sein, wenn die Sorge Sie wieder umschleicht und sobald Ihr Glaube wieder wankend geworden ist? Dann will ich auch Sie ins Märchenland schicken und dann werden Sie die Güte haben, mir zu schreiben, ob Sie die innere Möglichkeit haben, diesen Kleinfinderweg zu gehen. Und vielleicht nehmen Sie mich dann mit.“

Er schrieb:

D. 23. Dez. 1907.

H. S.

Es ist wahr. Worte sind wenig, und Glauben predigen ist nicht Glauben erleben. Das Erlebnis aber überwältigt den, der Gnade gefunden. Sie glauben sich verworfen; aber das ist nicht wahr. Die Gott leidenschaftlich so suchen müssen durch läuterndes Feuer gehen und auch mehr leiden als Menschen gewöhnlicher Art. Weil Sie ausgewählt sind, eine Krone zu tragen, muß das Sie trösten und muß das Sie über sich selbst erheben. Dann ist äußere Not zu tragen leicht. Mehr zu wollen, das ist Vermessenheit.

August Strindberg.

Ich trug also eine Krone. Aber versehbar war sie nicht, denn sie war nicht sichtbar. Und ich blieb vermessend, denn ich wollte mehr.

„Wenn Sie äußere Not für nichts achten, dann haben Sie es noch nicht erlebt, daß man auf Geist und Wissen, Ehre und Tugend, Mut und Energie und noch hundert gleich wertvolle Eigenschaften pfeift, sobald Sie Ihre Rechnungen nicht bezahlen können“, schrieb ich ihm. „Aber haben Sie es denn nicht erlebt? Warum die Tatsachen leugnen? Wie kann der Sie finden, der Sie sucht, wenn Sie sich selbst verleugnen? Sie stehen hinter der Tür und antworten auf mein bedrängtes Pochen: „Ich bin nicht zu Hause!“ Ein schöner Trost, hungern zu müssen, weil man über den Durchschnitt hinausragt. In höchster Not sich über sich selbst zu erheben, das ist das kunststück Mönchshausens, der sich selbst an den eigenen Haaren aus dem Sumpfe zieht. Können Sie das? Ich kann es nicht. Es sieht so aus, als ob wir alle chloroformiert wären. Wir reden etwas anderes als wir denken und empfinden. Was wir wirklich fühlen, verbergen wir voreinander. Was wir wirklich fühlen, will niemand wissen; die Welt lehnt es ab und beachtet es nicht. Da wir die Entstehung der Gedanken nicht verhindern können, würde freilich aller sozialer Verkehr aufhören, wenn wir in der Kinderstube nicht befehrt worden wären, unsere Gedanken vor dem Nächsten tapfer zu verbergen. Diese Kraft des Verschweigens und der Verheimlichung ist eine Tatsache; man könnte sich gegenseitig nicht ertragen wenn man seine Gedanken anspräche, und darum bedient sich jeder gern und selbstverständlich der konventionellen Lüge. Wir lügen ganz automatisch und seelenvoll, und im Grunde ist uns der Andere gefehlt.“

Aber dieser Brief blieb unbeantwortet. Erst viele Jahre später, als ich einen großen Essay über Strindberg geschrieben hatte, der sein gesamtes Werk kritisch und doch zustimmend beleuchtete, ohne des Privaten zu gedenken, das zwischen uns gespielt hatte, erinnerte er sich meiner wieder. Durch seine Intervention wurde ich aufgefordert, die englische Ausgabe seiner Werke einzuleiten. Zu dem Zweck wurde mein Essay in viele Stücke geteilt, und jedem Bande wurde der Abschnitt vorausgeschickt, der gerade das betreffende Werk behandelte. Das Ganze war ziemlich sinnlos. Aber Strindberg wehrte sich dagegen ebenso vergeblich wie ich. „Ich kann nicht gegen England Krieg führen, weil man Sie zerstückt hat“, schrieb er; „es trifft mich überaus ebenso hart wie Sie.“

## Lili Blum-Martini / Die Glocke.

Zwischen Schlaf und Wachen lag er im Morgendämmern und wartete. Auf den Klang wartete er, der ihn seit Wochen in dem verwahrloht schmutzigen Zimmer festhielt. Der ihn erregt nach Arbeit suchen ließ, bis er neben den fargen Tagesbedürfnissen auch immer die Wochenmiete für die dürftige Bude bereit hatte.

Vier Märker in die Lamäng, mein Junge, jeden Sonnabend. Sonst kenn Se sich trollen, vaftehn Se!"

So hatte es ihm die dicke Wirtin bündig erklärt, als er den ersten Wochenbetrag im voraus entrichtete, Krösus, der er damals war. Vier Märker in die Lamäng jede Woche, für ein stinkendes, verwanztes Loch! Blöder Kerl, schimpfte er sich, als er so mit unterm Kopf verchränkten Armen in den Morgen dümmerte.

Aber da war doch der Klang!

Eben drang er durchs offene Fenster herein: eine heiser scheppernde Betglode. Nur in dieser frühen Morgenstunde konnte man sie hören. Späteres Läuten verschlang das Brausen der Großstadt.

Albert schloß die Augen und erlag wie immer der Wirkung des Klanges. Was brachte er ihm? Ein Denken an Vater und Mutter? An den Vater, der ihn geschlagen und getreten? Die Mutter, die dem Hüterbuben am Vohntag die armen Pfenuige genommen, um ihren Schnapsdurst zu stillen? Nein, ihrer konnte der Sohn nicht gedenken! Ueberhaupt war's kein Gedenken, was ihm die Glocke brachte, sondern ein Schauen.

Grangrün hingen der Trauerweide zarte Zweige in graugrünes Sumpfwasser, grangrün breiteten sich magere Wiesen. Weiße, gelblichäbelige Gänse kreischten vor Lebenslust und durch reine Morgenluft schwang heiser scheppernd der Glodenton . . .

Das sah Albert beim Betglodläuten hinter geschlossenen Augen, das hörte, das roch, das schmeckte er. Und dann überkam ihn die allmorgendliche Wonne des Erlebens: das tiefe, tiefe Aufatmen, das die Lungen dehnte und den ganzen Menschen mit Kraft füllte, den neuen Tag zu ertragen.

Die Glocke verstummte und Albert dachte nach. Was galt es heute zu tun? Eigentlich nichts, für diese Woche war's geschafft. Das Geld für die Lamäng der Wirtin zu morgen, lag in der Tasche und auch sonst einiges, so daß er sich für seine Bedürfnisse ein paar gute Tage machen konnte. Wozu also arbeiten? Dazu war am Montag wieder Zeit. Teppiche zu klopfen gab's immer und an der Spree wurden ja so viele Kähne ausgeladen!

Albert schlenderte durch den Morgen und pfiß sich eines. Seine Hände steckten in den Hoientaschen und die Schirmmütze sah weit hinten im Kopf. Im Automaten trank er schwarzen Kaffee und aß genüsslich ein paar Schrippen dazu. Dann ging er weiter und gelangte von der Peripherie allmählich ins Zentrum der Stadt. Vor den prachtvollen Auslagen der großen Verkehrsstraßen klapperte er behaglich mit den losen Marktstücken in seiner Tasche und wünschte sich ein Mädchen, um ihr was schenken zu können. Eine Weile schaute er jedem vorübergehenden Weibwesen untern Gut, doch fand er nichts, was ihm gepaßt hätte. Dann fühlte er sich vom Hundentlangen Gehen, Stehen und Schauen müde und spazierte langsam zum Tiergarten, legte sich auf eine Bank, küßte, der vorwitzigen Märgenjonne wehrend, die Nase übers Gesicht und pennte. Lange Zeit . . .

Als er aufwachte, spürte er grabenden Hunger. Doch er verbiß ihn einstweilen, denn seine Weiskwürste wollte er draußen im eigenen Stadteil, im „Grünen Kater“, genießen. So nahm er den weiten Weg unter die Beine und ging, so schnell ihn sein Hunger trieb.

Es dunkelte schon, als er sein Ziel erreichte. Der grüne Kater hing vor seinem Lokal und strahlte, mit der Glühbirne im Leib, die Vorübergehenden einladend an. Albert zog ein rotes Seidentuch aus der Tasche und band es sorgfältig um den Hals. Dann betrat er das Lokal und blieb ein paar Sekunden im Eingang stehen, denn seine Augen mußten sich erst an den Qualm gewöhnen, der von ein paar Dugend Pfeifen, Zigarren, Zigaretten aufstieg. Alle Tische schienen besetzt. Nur einer, ganz in der Ecke, wies noch drei leere Stühle. Auf dem vierten saß ein Mädchen. Ihr Gesicht konnte Albert nicht sehen, denn sie stützte es in die Hände. Aber wie gebannt starrte er auf ihren brennend roten Haarschopf hin. Das Flimmern zog ihn mit magischer Gewalt an. Zudem winkte dort der einzige freie Platz. Also zwängte er sich durch die Reihen und stand vor der roten.

„Ist's erlaubt?“ Keine Antwort. Er setzte sich und machte bei der drallen Kellnerin seine Bestellung. Die stieß ihm gutmütig grinsend die Faust in die Rippen und deutete mit dem Kinn auf das Mädchen hin:

„Gefährliche Sache, Albertchen!“ Das rothaarige Geschöpf zürte sich nicht, schaute nicht auf, obwohl der junge Mann unversehrt zu ihr hinstarrte. Erst als ihr der Duft der Weiskwürste so aus unmittelbarer Nähe in die Nase stieg, ließ sie die Hände fallen und heftete aus großen, grauen Augen gierige Blicke auf den Teller. Albert ließ die schon erhobene Gabel sinken und schaute sie verlegen an.

„Mögen Sie mithalten?“ fragte er schüchtern. Unwillig schüttelte sie den Kopf und schlug die Hände wieder vors Gesicht. Als er aber den ersten Bissen zum Mund führen wollte, fühlte er

wieder den gierigen Blick. Kurz entschlossen, schob er ihr den Teller hinüber:

„Sie essen jetzt das und ich bestelle mir noch einmal.“ Sie gab immer noch keine Antwort. Ihre Hände lagen zu Fäusten geballt neben dem Teller und ihre geblähten Rüstern sog den Duft ein. Dann ergriff sie plötzlich Messer und Gabel und fing heißhungrig zu essen an. Albert bestellte gleich noch einmal zwei Portionen und eine Flasche Wein dazu. Zwar riß das ein böses Loch in seine Barschaft, doch gab er sich einen innerlichen Ruck und dachte mit nobler Geste: na, wenn schon!

Er schenkte ein Glas voll und schob es ihr hinüber. Zum ersten Male heftete sie die kalten grauen Augen auf ihn. Zugleich hob sie das Glas und trank ihm zu.

„Hast du denn Geld?“ fragte sie, und Alberts Blut fing an zu siedeln. Er richtete sich stolz auf und klopfte auf die Tasche, daß die Marktstücke klangen.

„Dann ist es gut“, murmelte sie befriedigt.

„Willst du mit mir gehen? Sollst alles haben, was in der Tasche ist.“ Er rückte näher und legte schüchtern den Arm um sie.

„Dummian!“ Geringschätzig verzog sie den Mund. „Was an mir schon dran ist. Bin doch nur 'n Blender.“

Der ungewohnte Wein stieg ihm zu Kopf. Er versuchte, sie näher an sich zu ziehen, sie zu küssen. Sie wehrte ihn mit müden Bewegungen ab.

„Du!“ zischte er heiser. An den andern Tischen wurde man aufmerksam auf das Paar.

„Du, Mali, zieh man acht, dein Schoß fängt Feuer an den seine Kohlenaugen!“ schrie einer herüber. Albert stand brüsk auf:

„Komm!“ befahl er und sie erhob sich gehorsam. Unter wiederholtem Gelächter und Zurufen wie „villie Bajniejen!“ verließen sie das Lokal. In Albert brannte ein wahnstimmiges Verlangen nach dem roten Weib, das ein gelangweiltes Wähnen unterdrückte. Auf der Straße kam ihr ein Gedanke. Sie blieb stehen. Schmeichlerisch sagte sie seinen Arm:

„Laß uns noch zu Brennt gehen, du, da kann man spielen. Ich hab doll's Glück, du, ich gewinn immer. Nachher geh ich dann sicher mit dir!“ Bettelnd schaute sie ihn an, und er konnte den im trüben Laternenlicht phosphoreszierenden Augen nicht widersehen.

„Gehen wir“, willigte er seufzend ein und fühlte sich schon halb belohnt durch die freundige Bewegung, mit der sie ihm einhakte.

Erüb und unwirklich qualmte der Spielfuß von Rauch und Menschendünsten. Natürlich lag er verborgen hinter harmloser Kaffeespelunke. Mali wußte das öffnende Wort. Ungeduldig drängte sie hinein. Sein Blick streifte ihr Gesicht. Hemmungslos starrte er aus den Augen, einte sie sofort dem Hänslein Menschen, das haßvoll eigenmächtig um den Spieltisch kanerte. Die eintönigen Geräusche des Spiels und wut- oder lustdiktierter Anrufe durchbrachen bleiernes Schweigen. Albert, den kein Spielinteresse hertrieb, fühlte sich irgendwie bedrückt.

„So ein Vuder!“ fuhr es ihm ziemlich unvermittelt durch den Kopf. Aber er hing fest und folgte dem Rothaar. Mali kümmernte sich einstweilen nicht um ihn. Ihre Finger bogen sich zu Krallen, als sie merkte, daß kein Platz frei war. Doch gerade fuhr einer der Spieler mit dumpfem Brülllaut auf den Bankhalter los. Er kam nicht weit. Wie aus dem Boden gewachsen, standen zwei riesige Kerle da. Schon hatte der Schreier einen Knebel im Mund wurde hinten durch eine kleine Tür abgeschleppt. Wohin? Niemand kümmernte sich darum. Nur Albert folgte ihm mit den Blicken. Da rüttelte die Mali an seinem Arm:

„Gib Geld, schnell!“

Befehlend streckte sie die Hand aus. Eiskalt glitzerten ihre Augen. Er straffte sich:

„Oho, du . . .!“

Sie knickte zusammen, senkte den Blick, hob ihn verwandelt; weich, lodend schaute sie, ganz schillerndes Weibsgeschöpf:

„Bitte, bitte gib!“

Schwer atmend stand er, wild in die Lockung taumelnd. Seine Hand fuhr in die Tasche, zwei, dreimal. Alles holte er heraus, seine ganze Barschaft.

„Später!“ jauchzte es in ihm, „später . . .!“

Sie riß ihm das Geld aus der Hand, sah schon auf dem leeren Platz, ein geduckt lauerndes Raubtier. Er setzte sich nah dem Ausgang und starrte mit gebanntem Blick auf das leuchtende Rothaar.

„Später . . . später . . .!“

Mit sieberndem Blut wartete er.

Die Tür ging auf. Albert achtete es nicht. Der neue Gast paßte wenig in die lastende Dumpsheit. Groß, blond, lachend, ein unbeirrt Froher, ging er durch den von trübster Leidenschaft schwelenden Raum. Er stellte sich an den Spieltisch, und da er Alberts Blickfeld nicht berührte, achtete der einstweilen nicht darauf, daß der Fremde neben Mali stand. Auch sie beachtete diesen nicht. Zitternd vor Erregung folgte ihr Blick der rollenden Kugel.

Dann sank sie zusammen. Verspielt. Das Beste. Erloschen starrte sie vor sich hin. Einen Augenblick nur. Bis es sie durchzuckte, wie elektrischer Schlag. Auch Albert fuhr von seinem Warteposten in die Höhe, wollte rasend dazwischen stürzen, da . . .

Der Fremde hatte seine Hand wie tröstend auf des Mädchens flimmernden Scheitel gelegt. Sie fuhr herum — unwillig — und ihr flüsteres Gesicht blühte auf zu ungeheurer Freude. Albert blieb auf seinen Platz gebannt. Seine Hände verkrampften sich. Wie schön war sie . . . wie schön . . . wie schön sein Blut nach ihr!

„Fritj!“ stammelte sie, und noch einmal jauchzend: „Fritj . . .!“

Sie hing an seinem Hals, unbekümmert um ihre Umgebung. Keiner, außer Albert, achtete auf das Paar. Was kümmerte die Spieler Menschenfreund oder Leid. Kollendes, knisterndes Geld, in sicherndem Nervenkitzel nahend und schwindend, das kümmerte sie, sonst nichts.

Mit der Selbstverständlichkeit des Besitzers bog der Fremde den blaffen Kopf zurück und küßte den willigen Mund des ganz verwandelten Mädchens.

Lähmende Müdigkeit überfiel Albert. Als hätte er einen Schlag über den Kopf erhalten, so taumelte er auf — hinaus — über die Straße.

In dumpfer Betäubung lag er die Nacht über. Ungehört verhallte die Frühglocke. Erst in später Tagesstunde riß ihn seiner Wirtin Stimme aus dunklen Träumen.

„Was ist's mit de Miete?“

„Ich komme sofort“, gab er zurück und stand nach ein paar Minuten vor der ungut lächelnden Frau. Er hatte kein Geld mehr und bat sie, bis Anfang der nächsten Woche zu warten.

„Nischt zu machen, mein Lieber! Bei Mutter Karp siebt's so wat nich! Nu kenn Se gleich abschicken, aber de Sonntagstiebeln bleiben da. Wenn Se d' Feld ham, kenn Se's holen.“

Damit machte sie kehrt und ging gemütsruhig in ihre Gemächer zurück. Mutter Karp war durch in solchen Dingen, ihr machte keiner was vor.

So war Albert also obdachlos. Was lag ihm daran. Kein Gedanke streifte das freundliche Morgenerlebnis, das ihn seit Wochen an die unschöne Bude fesselte. Rote Haare, weiße Glieder flirrten vor seinen entzündeten Augen. Er ging zum grünen Kater hinüber und setzte sich in eine Ecke. Das Lokal war jetzt, am frühen Abend, noch leer.

„Gib mir was zu essen, Jule“, bat er die dicke Kellnerin. „Ich hab heut kein Geld, am Montag zahl ich dir's!“

„Hat dir die Mali alles abgeklopft, Albertchen?“ erkundigte sich das Mädchen gutmütig. „Dass de auch auf die fast reinfliegen müssen! Das Bieft gehört doch dem langen Fritj. Wenn se's dem zu bunt treibt mit Schlingen und so, dann verduftet er ne zeitlang und läßt se sitzen. Wenn se denn Hunger hat, geht se mit'n ersten besten, der dumm genug ist, Geld zu zeigen und se mitzunehmen. Bist der Erste nicht, Albertchen!“ Die Jule brachte zu essen. Auch einen Schnaps stellte sie vor den jungen Menschen hin.

„Nu sieh zu, daß de wieder in Ordnung kommst! Sind's doch gar nicht wert, die Weiber!“ Mit diesem tröstlichen Zuspruch verließ sie ihn, denn das Lokal füllte sich allmählich. Albert grübelte stumpfsinnig vor sich hin. Die Mali brannte in seinem Blut.

Pföblich fuhr er auf: am Eingang flammte es rot, die Mali war eingetreten. Freundetrunkene wollte Albert auf sie losstürzen, da sah er auch ihren Begleiter durch die Tür kommen: groß, blond, lachend. Freundlich grüßend drängte er sich durch den Raum und jeder nickte ihm zu:

„Tag, Fritj, wieder da?“ Neben Albert stand ein freier Tisch, auf den strebte der Blonde zu, Mali ging hinter ihm. Ihre Augen strahlten im blaffen Gesicht wie von innerer Glut. Rasender Haß gegen den Blondenen stieg in Albert hoch. Als finsterner Beobachter sah er die halbe Nacht. Manchmal streiften ihn schon der Mali verwandelte Augen. Eine Sekunde lang hielt sie seinem drohenden Blick stand, um dann gleichgültig wegzugleiten und doppelt glühend dem Geliebten sich zuzuwenden. Jeder solche Blick steigerte Alberts Haß und sein Verlangen nach der Roten. Endlich zahlte der Blonde und das Paar verließ den Raum. Albert stierte noch eine Weile vor sich hin und ging dann auch.

Verstört, wie nie in seinem Leben durchirrte er die Straßen. Die erhabte Phantasie gaukelte ihm wilde Bilder vor, bis er in Raserei den eigenen Hals umklammerte und sich würgte, daß er taumelnd zu Boden schlug. So blieb er liegen. Wie lange, das wußte er nicht. Doch als er endlich aufstand, erhob sich ein düsterer Entschluß mit ihm. Brütend durchwanderte er den Rest der Nacht. Der Morgen fand ihn äußerlich ruhig.

Sobald es anging, suchte er den grünen Kater auf, wo Jule ihn erkannt begrüßte.

„Bist du mir nochmal was zu essen, Jule? Ich Sempel hab mir doch wegen dem roten Bieft die ganze Nacht um die Ohren geschlaagen. Na, dafür ist's jetzt auch vorbei!“ Schlan lenkte er der Jule Gedanken gleich dahin, wo er sie haben wollte. Und folgsam ging sie darauf ein.

„Sei froh, daß de se los bist. Die hat noch keinem auf die Länge was Gutes gebracht. Jetzt sind sie da droben, die beiden. Der Fritj hat das Luder wieder bei uns eingemietet.“

„Was tut der eigentlich?“ fragte Albert und mimte Appetit und große Aufgeräumtheit, so daß Jule unbefangen jede Auskunft gab.

„Elektriker ist er, ganz drüben irgendwo“, sie bezeichnete es mit einer Handbewegung. „Und am Montag morgen muß er schon um fünf aus'm Haus, um rechtzeitig an die Arbeit zu kommen.“

„Um fünf Uhr schon? Ja, geht er denn den ganzen Tag zu Fuß?“

„Selbstverständlich! Ist doch auch en armes Luder! Da, die ganze Straße dippelt er runter, dann um die Ecke und stundenlang weiter, was weiß ich, wo!“

Albert wußte genug. Ruhig, fast heiter ging er fort. Seit die Ausföhrung seines finstern Planes gesichert schien, schwieg alle Qual des Sehns und Unbefriedigtseins. An ein Nachbar dachte er nicht. Wieder durchlief er stundenlang die Straßen der Stadt, landete schließlich im Wald und schlief unter einem Busch, dessen saftgeschwellte Knospen jeden Augenblick die Hüllen sprengen wollten. Als er fröstelnd erwachte und das dürre Laub von seinen Kleidern klopfte, fand er in einen Knopf seines Anzuges verwickelt ein rotes Haar. Es glühte in der untergehenden Sonne. Er löste es liebevoll und schlang es um einen Zweig des frühlinghaften Busches. Graue Augen schauten ihn an. Nicht dirnenhaft kalt, sondern so warm strahlend, wie er sie am Vorabend gesehen. Er nickte gedankenverloren und stand lange, bis erneutes Frösteln ihn daran erinnerte, daß die Nacht hereinbrach.

Von nun an wartete er. Er sah auf Bänken und Stufen, immer mit einem verlorenen Lächeln im Gesicht. Ein Arbeitskamerad mit momentan gefüllten Taschen zwang ihn mit sich in ein Tanzlokal. Laut und lustig lärmte es ihnen beim Eintreten entgegen. Albert, dem das ungeheure Vorhaben Heftigkeit verlieh, sah auf jedem Gesicht eine Larve und ahnte die taujend Verzerrungen dahinter. Er sah, ein nuchterner Gast im betäubten Treiben und fing an, die Einzelheiten seiner geplanten Tat durchzudenken. Um drei Uhr ging er fort. Nicht der Schatten eines Bedenkens stieg in ihm auf, er handelte unter zwangsläufiger Sinngebundenheit. Biehmlich genau hatte er die Entfernung geschätzt. Als er am Ort seiner Absicht ankam, schlug es eben dreiviertel. Er wußte, dreiviertel fünf Uhr. Dieser Schatten lag in der Säulenhalle der kleinen Kirche, die er sich zum Versteck ausersehen. Von hier aus konnte er den Eingang zum grünen Kater im Auge behalten. Das Lächeln auf seinem Gesicht wich gesammelter Straffheit. Genau durchdachte er noch einmal die Reihenfolge der kommenden Geschehnisse. In seinem Koffer lag ein Bild: Durchschnitt des menschlichen Körpers. Ost und genau hatte er's studiert in harmlosem Wissensdurst. Nun mochte die Kenntnis zum sicheren Treffen dienen. Kein Laut durfte hörbar werden. Er zog sein Brotmesser aus der Tasche und öffnete es. Natürlich mußte der Blonde erst vorbei sein. Wohl war's feige, so von hinten, doch auch anders nicht möglich. Er wühlte das Handgelenk, um seine Elastizität zu prüfen. . . . Da schlug's fünf Uhr. Nun rührte er sich nicht mehr in gespanntemauern. Nachtdunkel der Morgen, nur eine trübe Laterne gab zwischen Kirche und grünem Kater spärlisches Licht.

Jetzt schlug eine Tür und elastische Schritte wurden hörbar. Fröhlich pfeifend kam Einer näher. Albert fing an zu fiebern. Kalte graue Augen umgitterten ihn taujendfach. Zum Donnerwetter, der Kerl ging auf der anderen Seite! Da, o Glück, gerade vor der Kirche bog er ab und kam näher. Wie ein Raubtier stand Albert zum Sprung geduckt. Der Blonde kam immer näher. Jetzt, in knabenhaftem Uebermut, stieg er sogar die paar Stufen zur Säulenhalle empor und bot dem mörderischen Stahl seinen Rücken. Albert hob das Messer, bereit, zuzustoßen. Da — sein Arm stockte — hielt gebannt. Von oben ertönte heiser schmerznd Glockenklang.

Seine Morgenglocke.

Im Bruchteil einer Sekunde zog das graugrüne Bild vorüber und wie ein Hammerschlag traf ihn die Erkenntnis: nie mehr frei und tief atmen zu können, wenn jetzt das Messer zu stieß. Der erhobene Arm fiel schlaff herunter, Albert sank zu Boden. Auf der anderen Seite der Halle sprang der Blonde übermütig die vier Stufen hinab und setzte seinen Weg ahnungslos fort.

Die Glocke schwieg längst, als Albert sich endlich erhob; zerschlagen an allen Gliedern und doch wie von ungeheurem Zwang befreit. Sein Wochenende war vorüber. Heut galt es, Arbeit zu suchen. Und er hatte Glück. Am Abend schon konnte er Frau Karp vier Mark in die Hand drücken und sein Zimmer wieder beziehen.

Reglos lag er, wachend die ganze Nacht. Bis endlich das erlösende Getön durchs Fenster strömte: armselig, wie sein ganzes Leben und doch durch mystischen Erinnerungsauber verklärt.

Bim, bim, sang die Glocke und mit wohligen Aufatmen schlief er ein.